**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 26 (1922-1923)
**Heft:** 11

**Artikel:** Signal de Chexbres
**Autor:** M.Th.
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-669058

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 13.07.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

Fugen hineinzwängten, die der Winter in dem mürben Gestein hinterlassen hatte. Jetzt stemmten sie diese Stämme aus Leibeskräften auswärts, so daß sich auf ihrer krausen Stirne dicke Schweißperlen mit dem Regen vermischten, der unaufhörlich niederströmte. Sie sprachen kein Wort mehr bei dieser Arbeit. Sie stöhnten vor Anstrengung, und bisweilen hörte man ein Ächzen der Baumstämme und ein Krachen des Gesteins.

Als aber gegen Mitternacht der Rote Kopf zu wanken anfing und sich langsam vornüber neigte, stimmten die beiden ein wildes Freudengeheul an, das schauerlich durch die Regennacht in die Schlucht hinunter gellte. Es wurde indes schon im nächsten Augenblick erstickt von dem donnerähnlichen Krachen, mit dem der Rote Kopf zur Tiefe fuhr. Ein dichter, schwarzer Schlammstrom folgte langsam den sich in tollem Wirbel überstürzenden Felsblöcken ...

Am nächsten Morgen, da in aller Frühe der Bote von Othmarszell nach der Stadt fahren und die Straße im Zweibrückentobel passieren wollte, fand er diese durch einen mächtigen Felssturz gesperrt. Als er auf den Schuttwall hinaufstieg, sah er, daß von der Zweibrückenmühle nichts mehr da war. Sie lag tief unter Felstrümmern und Erdschutt begraben. Dafür gähnte dort, wo früher der Rote Kopf sich erhoben hatte, eine mächtige Lücke.

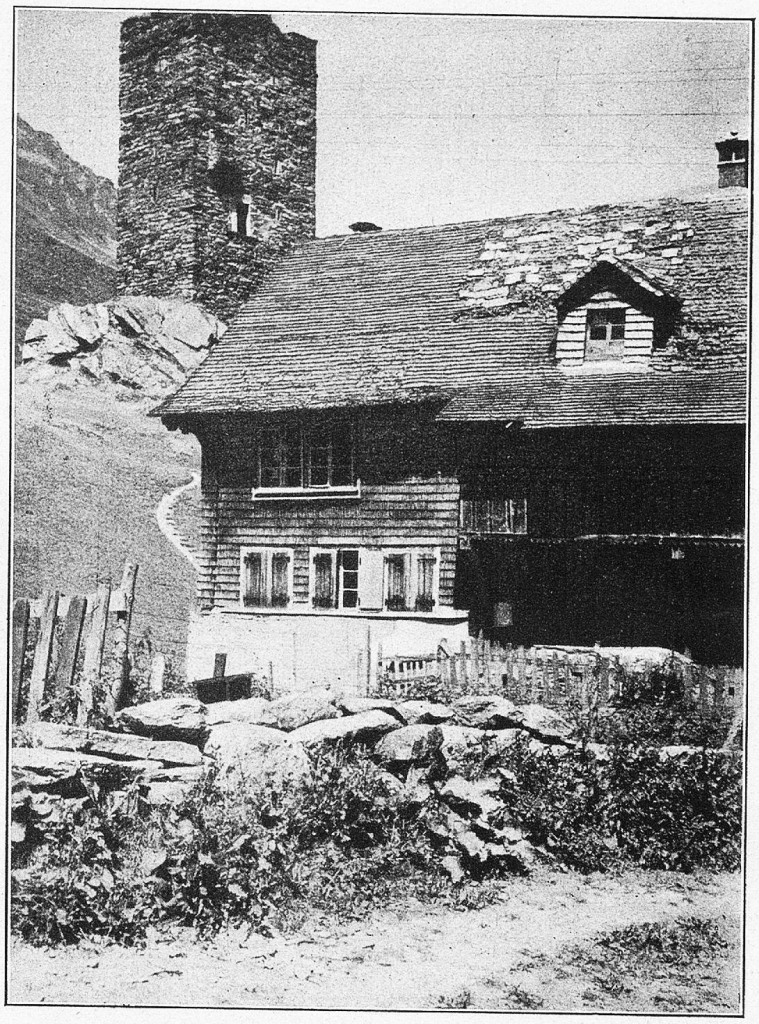
Während der Bote zurückeilte, um in den nächsten Häusern das Unglück zu melden, blieb sein zwölfjähriger Sohn bei den Pferden.

Und dieser, ein Sonntagskind, das manche Dinge sehen konnte, die anderen verborgen blieben, hatte ein seltsames Gesicht. Er erblickte oben auf dem Schutthaufen Strix und Strax, die in wilden Sprüngen herumtanzten und sich unter seltsamen Geberden stets die ihm unverständlichen Worte zuriefen: „Es wird mit Holz gedeckt!"

„Nein, es wird mit Ziegeln gedeckt!"

Dann brüllten sie zusammen: „Nun ist mit Dreck gedeckt!"

Dabei schlugen sie sich vor Lachen auf die Bäuche, daß es klatschte.



Alter Zollturm in Hospental.

## Signal de Chexbres.

Von M. Th.

Eine Fahrt auf dem Genfersee, zumal auf dem sog. Grand-Lac, an einem wolkenlosen Herbstnachmittag mit sömmerlicher Wärme gehört zu den erhabensten Naturgenüssen, die man sich verschaffen kann. Die Fahrt war kurz, nur wenige Stationen, aber die Strecke von Vevey nach Rivaz ist überreich an landschaftlicher Schönheit. Zunächst im altrömischen Viviscus die stattlichen Gebäude der großen Hotels, hinter dem breiten, aussichtsreichen Quai in freundliches Grün gebettet. Was dient in diesem Winkel des Genfersees nicht alles der

Fremdenindustrie! Wer ein Zimmer, und wär's auch nur der kleinste Raum im Hause, erübrigen kann, hängt eine vergilbte, verwitterte Affiche weithin sichtbar aus: „Chambre à louer". Was will hier nicht alles von den Fremden leben und zehren! Die Konkurrenz ist groß, der Profit schmal, wie soll's einen wundern, wenn da und dort die langen Fensterreihen eines großen Fremdenpalastes geschlossen und traurig in die Herrlichkeit der sie

St. Saphorin (Waadt).

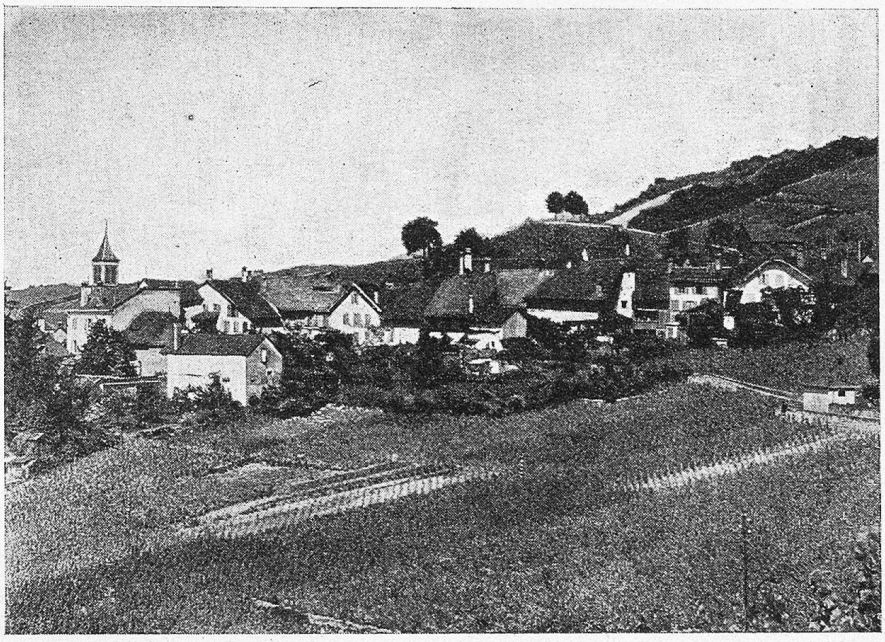
umgebenden Natur hinausstarren — ein seltsamer Kontrast — und es heißt: „Auch dieses Hotel ist verkracht."

Besser als manche mit pomphaftem Luxus ausgestattete Fremdenherberge rentiert jedenfalls auch in den schlechten Kriegszeiten die weltberühmte Stumpenfabrik „Ormond", hart an den mit Prachtexemplaren bestandenen Park des Casinos von Vevey angelehnt. Über 600 Arbeiter beschäftigt sie, weitaus zur Mehrzahl Italiener-Mädchen, die in Gruppen von 20 und mehr, die wenigen Habseligkeiten im Tuchbündel verpackt, zu Fuß über den großen St. Bernhard gewandert kommen und ebenso wieder heimkehren, wenn's gilt, den ihrigen bei Einbringung der Ernte behülflich zu sein. Ein Gang durch die Fabrik, vom freundlichen Führer geleitet, bietet des Interessanten und Lehrreichen gar viel. Und wer „Stumpen" raucht, sollte von rechts wegen auch die Entstehungsgeschichte der kurzen, schwarzen Dinger kennen, von der Ankunft der mächtigen Tabakfässer an, in denen das giftige Kraut seine Meerreise aus Amerika herüber macht, bis zur letzten Etiquette, die dem „Päckli" zu seinem Flug in die Welt hinaus aufgeklebt wird. In fieberhafter Eile, mit staunenswerter Gewandtheit und Geschicklichkeit rühren sich die zierlichen Frauenhände der „Wicklerinnen" — denn sie haben's vom Stück — und nicht einmal der Fremdling vermag ihren Blick von der Arbeit wegzulenken. Aus der Wicklerin Hand wandert der Stumpen noch durch viele andere, bis er endlich sauber und appetitlich in blaue oder weiße Umhüllung gesteckt wird; doch beim Einzelnen zu verweilen, würde zu weit führen.

Längst schon hatte uns das Schiff an der Geburtsstätte der „Ormond" vorübergetragen, seeabwärts, Lausanne zu. Was bei dieser Fahrt das Auge sah, war unbeschreiblich schön. Der mächtig sich aufbauende Bergrükken des Mont Pélérin begrenzt den Blick nach Norden. Unten, vom Seeufer an Rebberg an Rebberg, durch Mauern und Mäuerchen von einander getrennt. Bis hoch hinauf an der Berglehne ziehen sie sich hin die kostbaren Fleckchen Erde, die dies Jahr wieder einmal Kelter und Fässer füllen. Und dort, wo hoch oben die Weinberge aufhören, beginnt der Wald, — der Buchenwald im Herbst — in tausendfältiger Farbenpracht! — Und aus der Waldespracht tauchen die großen Hotels. Wer je einmal dort geweilt und hinaus- und hinabgeschaut in die rings sich öffnende Herrlichkeit, versteht's, warum viele hier oben Ruhe suchen aus dem Streit und Lärm der Welt heraus. Ein schöner Berg der Mont Pélérin! Vevey verdankt ihm sein mildes Klima. Er gehört in dieses Stadt- und Landschaftsbild wie Glion und Caux zu Montreux.

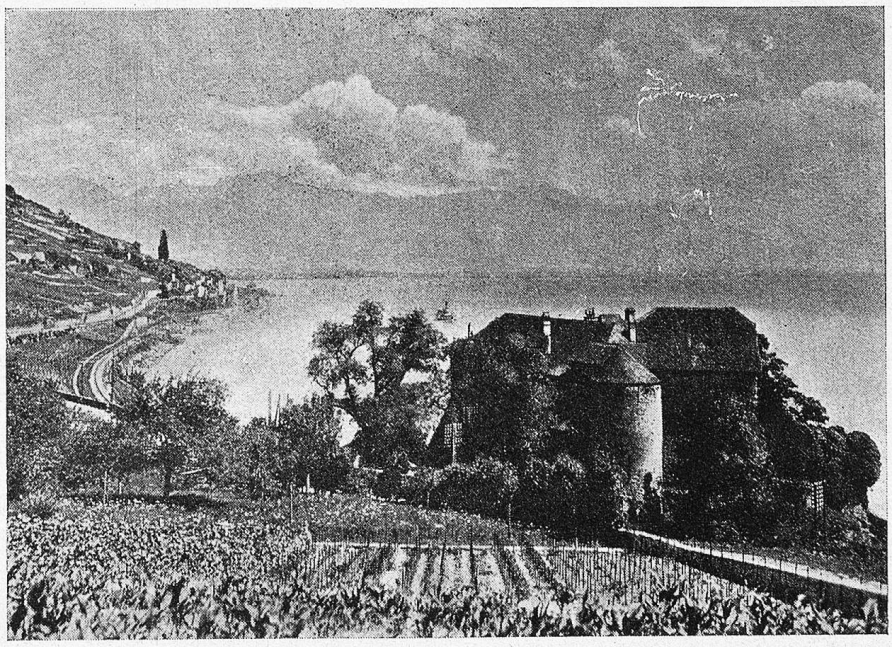
Gegen Rivaz hin mehren sich im Rebgelände die Felsen, oft nehmen sie die Gestalt lang sich dehnender Felsenbänder oder andere Formationen an, und einen Orts hätte einer

glauben mögen, die Festung Ehrenbreitstein unten am Rhein leibhaftig vor sich zu sehen. Nicht weit davon klebt ein Felsennest, hart am Steilhang des Ufers hingelehnt. Ein Bild, das das Auge stetsfort gefesselt hält: St. Saphorin. Tausende haben's gemalt, gezeichnet, auf der Platte mit heimgetragen. Eng ineinandergebaut, zusammen gepfercht, stehen die Häuser um winkelige Gassen und Gäßchen. Man glaubt sich nach Italien versetzt, soll doch das Örtchen römischen Ursprunges sein. Das Dächergewirr überragt der schmucke, stumpfe Kirchturm, die Pappel daneben gehört ins Landschaftsbild des Genfersees, wie die Pinie in dasjenige Italiens. Das Ganze ist ein Schmuckkästchen seltenster Art, mit dem tiefblauen See, dem braunen Gemäuer seiner Häuser, die im Wasser sich spiegeln, dem grün-gelben Rebgelände dahinter, dem Bergeskranz in der Ferne und dem wolkenlosen Herbsthimmel darüber von einzigartigem Reiz.



Cheybres.

In Rivaz steigen wir aus. Und auf breiter, steilanklimmender, aussichtsreicher Straße geht's rasch nach dem hochgelegenen Chexbres, an Dr. Reymonds berühmter Kuranstalt vorbei, wo manch einer, dem die Hast und Jagd und der Wirrwarr modernen Lebens Leib und Seele bedrückt, das Gleichgewicht wieder gefunden hat. Am hochgelegenen Friedhof des stattlichen Dorfes mit seiner weitausschauenden Kirche führt der Weg auf die Höhe zu dem bekannten „Hotel du Signal", einem idealen Feriensitz für Familien mit Kindern. Ganz im Grün von Tannen versteckt, mit wundervollem Tiefblick auf den See, der hier in vielgestaltigen Buchten das Gelände bespült. Und nun von hier noch vollends bis zu dem berühmten Signal. Ein schmaler Waldweg führt auf dem Kamm bis hin zum Bergvorsprung. Und durch das Blätterwerk glitzert die blauschimmernde Flut des Sees empor, und die steilabfallenden Hänge und die stattlichen Dörfer und Flecken am buchtenreichen See, bis hin zu der schön gelegenen Hauptstadt des so schönen Waadtlandes! Geradezu überwältigend aber wird der Ausblick, wenn wir aus des



Blick vom Signal nach Süden.

Waldes Grün zum Signal, einem weit vorgeschobenen Bergvorsprung hinaustreten.

Der Genfersee kennt mehrere solcher Signale, deren Aussicht weltberühmt ist. Das Signal oberhalb Lausanne, weiter unten über Rolle das Signal de Bougy, mit dem Blick nach Genf und dem untern Teil des Sees, bis weithin nach den ewigen Firnen des Montblanc. Und hier das „Signal de Chexbres". Ein glorioser Herbstabend war's. Die Sonne in voller Pracht am wolkenlosen Himmel, mit ihrem strahlenden Glanz alles verklärend, und mit goldenem Licht übergießend. Der Berge Kranz mit den frisch beschneiten Kuppen, von der spitzen Dent de Jaman rings um den See her bis zu den samtenen Savoyern! Und hier am Schweizerufer, wie in einen großen Baumgarten hineingebettet, das mit Häusern und Villen und Dörfern durchsäte Vorgelände, und drüben über dem See, schon längst im Schatten gebettet die weiß hinüberschimmernden Häuser der savoyischen Dörfer. Da und dort trat ein Punkt aus der Überfülle des Schönen besonders heraus. Chillons hohes Gemäuer spiegelte sich im Wasser des Sees, um die weiße Ile des Mouettes flatterten die weißen Tierchen, die freundlichen Gäste des Genfersees, Vevey's große Hotels waren deutlich zu unterscheiden, und St. Saphorin grüßte mit seinen winkeligen Gäßchen auch zu uns herauf.

Lange standen wir hier, still, schweigend, in den Anblick der sich uns offenbarenden Herrlichkeit versunken. Und als der Sonne Ball, immer größer werdend, erst gelb, dann rötlich und schließlich purpurrot hinter die lang sich dehnende Jurakette sank, und die Schatten an den Berglehnen auch an unserm Standort höher und höher stiegen, als der Berge Spitzen vom Strahl der sinkenden Sonne getroffen, anfingen zu leuchten und tiefe Stille und göttlicher Friede rings um uns atmeten, da war's mir, als wäre die Erde wieder zum Paradiese geworden.

# Wenn wir essen . . .

Von Hanns Günther, Rüschlikon*.

## I.

Was geschieht in unserem Körper, wenn wir Nahrung zu uns nehmen? Dumme Frage, wird mancher denken: wir kauen, schlucken, verdauen, damit gut. Aber diese drei Worte sind nur Begriffe, die selten der richtige Inhalt füllt, umschließt doch jedes eine ganze Reihe technischer und chemischer Prozesse. Man weiß, daß unser Körper aus Milliarden winzig kleiner Zellen besteht, jede Zelle ein Wesen für sich, doch jede mit allen anderen zusammenarbeitend nach einem großen einheitlichen Plan. Bei dieser Arbeit wird Energie verbraucht. Diese Energie gewinnen die Zellen aus der „Verbrennung" bestimmter chemischer Stoffe, die ihnen das Blut auf seinem Kreislauf immer von neuem zuführt. Das Blut entnimmt diese Stoffe der Nahrung, die dazu in ihre Bestandteile — Stärke, Zucker, Eiweißkörper, Fette, Salze und weiter — zerlegt werden muß. Diese Zerlegung beginnt mit einer mechanischen Zerkleinerung, für die in unserem Gebiß eine vortreffliche „Mühle" zur Verfügung steht, technisch schon dadurch merkwürdig, daß der sich in ihr abspielende Mahlvorgang ein Mittelding zwischen dem altmodischen Mahlen zwischen Steinen und dem modernen Walzenverfahren ist. Zu dieser Mühle, deren Arbeit Abbildung 1 verdeutlicht, führt der Haupteingang des großen Fabrikbetriebs, als der unser Körper dem Auge des Technikers sich darstellt: der Mund, durch den die Nahrung wie durch einen Trichter zwischen die Zähne — die Mahlgänge — eingeführt wird. Schon hier beginnt eine Arbeitsteilung, von der die wenigsten sich ein richtiges Bild machen können. Je nachdem es sich um brotähnliche Nahrung oder Fleisch handelt, treten zunächst die Schneide- oder Eckzähne in Aktion. Ein Stück Brot zum Beispiel wird zuerst von den auf Abbildung 1 als Hackmesser bezeichneten, scharfen Meißeln gleichenden Schneidezähnen in Stücke zerlegt, während bei einem Bissen Fleisch die erste Zerkleinerung von den spitzen „Zerschneidern" — den Eckzähnen — besorgt wird. Zugleich mit dieser ersten mechanischen Behandlung tritt eine Einrichtung in Tätigkeit, die wir den Vorkostern der alten Könige vergleichen können: der in der Zunge

*) Der Verfasser hat kürzlich gemeinsam mit Dr. H. Dekker, Dr. Fritz Kahn, Dr. Adolf Koelsch und Professor Dr. C. L. Schleich unter dem Titel „Wunder in uns" ein äußerst anregend geschriebenes und anschaulich illustriertes „Buch vom menschlichen Körper für Jedermann" (Rascher & Cie., Zürich und Leipzig) herausgegeben, dem unsere Abbildungen entnommen sind.